

[6]

Unverföhlich.

Roman von C. S. von Debenroth.

Herr Lewis Moore hatte sich vor acht Wochen dem Bankier als Agent des Herrn Born vorgestellt und ihn dazu überredet, Herbert Ellerbed Kredit auf Beschul zu geben. Moore schlug die Bedanten Glimeyer's, sich auf das Wüchergeschäft einzulassen, durch das Verprechen nieder, er werde als der eigentliche Gläubiger öffentlich hervortreten, sobald es zu einer Krißis komme und jede Verantwortung tragen. Glimeyer sollte in seiner Weise kompromittirt werden. Moore machte die Bekanntschaft Fort's allein zu dem Zweck, Herbert in die Falle zu locken. Er leuchtete ein junger Mann, der zum Leichtsinne geneigt ist, Kredit findet, um so sorgloser macht er davon Gebrauch und Fort, der längst sein Vermögen verdrängt, nur vom Spiel und Schmarotzthum bei reichen Freunden lebte, war ganz der Mann dazu, den Plänen Moore's als Werkzeug zu dienen. Moore war der Beschlüssigste eines Millionärs, er erzählte Wunderdinge von der Schönheit und Güte der einzigen Tochter desselben, man hörte, daß Prinz Waldemar, der sie in Nidende gesehen, von ihrem Zauber betäubt und gefesselt worden — der Millionär wollte sich bei D. ankaufen. Fort sah also in der Freundschaft, die ihm Moore entgegenbrach, das Mittel, sich auch in das Vertrauen des Millionärs einzuschleichen.

Glimeyer hatte früh seine Frau und bald darauf seinen einzigen Sohn verloren. Es war ihm nur eine Tochter geblieben und diese hatte das Unglück gehabt, daß ihr der Tod den Verlobten, an dem sie mit ganzer Seele gehangen, entriß. Sarah lebte seitdem nur für den Vater, wie sie diesen das Einzige auf der Welt war, an dem sein Herz noch hing. Für sie arbeitete und sparte er.

Sarah zählte bereits über dreißig Jahre, sie war nie schön gewesen und es war ihr daher leicht geworden, ein völlig jurischgezeugenes Leben zu führen, seit sie ihren Bräutigam verloren. Sie war sich dessen völlig klar, daß, wenn ihr als Bewerber zu nahe versuchte, ein niedriges Interesse dabei verfolgte und nichts erlösen ihr widerwärtiger und verächtlicher, als die jaden Schmiedeleien, mit denen Baron Forst geglaubt hatte, sich bei ihr angenehm machen zu müssen, als er auf den Rath Moore's bei Glimeyer anfragte, ob derselbe geneigt sei, Wechsel von Herbert Ellerbed zu honoriren.

Diese Herren von der Hofgesellschaft, die ihren Vater nie angesehen waren, jetzt gleichmüthig wie Ohrwürmer, um Geld zu erhalten. An den Hof-Bankier wollten sie sich nicht wenden, damit der Präsident nichts davon erfahre, aber ihr Vater war gut dazu, als Wücherey gebrandmarkt zu werden, wenn er, um sein Geld wiederzuerhalten, die Wechsel präsentiren mußte.

Glimeyer erwartete den Besuch Herbert's. Er mußte es bereits, daß dieser komme, die Prolongation der Wechsel zu erbitten und er hatte die Aussicht, die er geben sollte, mit Moore verabredet. Der junge Mann trat in das Arbeitskabinett des Bankiers. Die erste Prolongation der Wechsel war kaltermächtig geblieben, sie war vor dem Fälligkeitstermine erfolgt, Moore hatte das Fort zu Gefallen vermittelt — heute war die Schuld verfallen, Herbert mußte als Bittender nahen.

Schamröthe brannte in seinem Antlitze. Der Weg war seinem Stolge schmer geworden. Er trug mit gepreßter Stimme sein Anliegen vor, er sagte, sein Vater werde gewiß die Schuld decken, heute ist deshalb zu bedrängen, wäre ihm unmöglich gewesen.

„Herr von Ellerbed,“ antwortete Glimeyer, „ich muß Ihnen klaren Wein einsehen. Ich habe grundrühlich niemals derartige Geltschäfte gemacht, ich bin auch bei diesem nur eine Mittelsperson. Jemand, der nicht genannt sein will, hat das Darlehen gegeben und erstelt die Zinsen; um Herrn Moore

gefällig zu sein, habe ich Ihnen den Darleher verschafft, er nicht ich — stellt die Bedingungen, unter denen eine neue Frist gewährt werden kann.“

„Dann ist Herr Moore der Darleher,“ rief Herbert. „Nein, er hat mich zu meinem Bedauern dazu überredet, bei diesem Geschäfte der Vermittler zu sein. Er hielt den Herrn Baron von Fort für zahlungsfähig. Der Baron hat die Wechsel girirt, aber ich erfahre, hat er kein Vermögen. Mein Auftraggeber will die Wechsel mir unter der Bedingung prolongiren, daß sie in anderer Form ausgehlist werden. Statt des Barons müßte Ihr Herr Vater zeichnen, Sie müßten daneben einen Ehrenschein ausstellen.“

Herbert wechselte die Farbe. „Das erstere ist unmöglich,“ sagte er. „Wann glauben Sie bestimmt zahlen zu können?“

„In vier Wochen genau.“

„Wollen Sie sich dafür mit Ihrem Ehrenworte schriftlich verbürgen? Mit der Unterschrift Ihres Herrn Vaters könnte ich den Termin auf drei Monate hinauschieben.“

„Der Baron werden mir genügen. Bin ich dessen sicher, daß der Ehrenschein in keine dritte Hand gelangt, von keinem gesehen wird?“

„Das verspreche ich Ihnen. Wird er fälschlich eingelöst, so erhalten Sie ihn zurück, ohne daß ich jemand gesehen.“

Herbert schrieb den Schein. „Es sind jetzt vierzehntausend Thaler, Herr von Ellerbed,“ sagte der Bankier. „Wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, suchen Sie eine reiche Deirach zu schließen. Verzeihen Sie,“ unterbrach er sich, als Herbert eine Geste des Unmuths machte, „aber man hat mich erjucht, Ihnen diese Gedanken nahe zu legen. Herr Moore deutete mir an, daß eine sehr reiche und schöne Amerikanerin den lebhaftesten Wunsch hegt, sich mit einem deutschen Gelmanne zu vermählen. Ihnen Sie eine solche Partie in Aussicht, so brauchen Sie Herrn Vater nicht zu beschließen.“

„Hat Herr Moore Auftrag, mich ein solches Anerbieten zu machen?“ fragte Herbert nicht ohne Ironie. „Warum sagt er mir das nicht selbst?“

„Er äußerte sich zu mir über den Wunsch der jungen Dame im Vertrauen. Derselbe ist erklärlich, da ihr Vater ein alter, fränkischer Mann. Sie würde natürlich ihr Herz befragen, ehe sie wählt, wie das Gleiche von Ihnen zu erwarten ist. Moore sprach den Gedanken aus, als von Ihrer Verlegenheit die Rede war. Er sprach mit großer Achtung von Ihrem Charakter und bedauerte es, daß Sie, durch Freunde ausgebeutet, sich tief in die Schulden gefürzt haben.“

„Und doch danke ich es mir dem Interesse, welches er Forst sendet, wenn er Sie bewegen, mir zu helfen,“ verzogte Herbert mit Bitterkeit, aber die Worte des Bankiers schienen ihn doch in seinem Urtheile über Moore irre zu machen.

Glimeyer zuckte die Achseln. „Ich kann mich nur an das halten, was Herr Moore mir sagt,“ verzogte er. „Danach beurtheilt er Sie sehr günstig, obwohl Sie gegen ihn sich zurückhaltend zeigen, während der Baron Fort Annäherung sucht. Diefem würde er nicht den Gedanken nahe legen, von dem ich zu Ihnen gesprochen.“

„Die in Rede stehende Dame,“ entgegnete Herbert, „ist jedenfalls dieselbe, von der man erzählt, daß sie den Prinzen Waldemar in Nidende gefesselt. Da wäre es von mir sehr küßn, rivalisiren zu wollen.“

„Herr Born hat mit seiner Tochter Nidende plötzlich verlassen,“ verzogte Glimeyer, „weil diese Huldigungen eines galanten Prinzen weder ihm schmeichelt, noch der jungen Dame angenehm waren.“

Herbert verzogte die Wila des Bankiers in gehobrer Stimmung. Er hatte fest geglaubt, daß Moore, der ihm inständig zumider war, derjenige wäre, der das Darlehen für ihn ge-

Schne oder Schmir gelagt wurde. Durch Hin- und Herzgehen der Schne und unter beständiger Druck wurde der Stab in Drehung gesetzt, ähnlich wie bei uns Uhrmacher und Mechaniker noch bobren und wie es noch heute von wilden Wölfen bei der Bereitung von Feuer mittels eines Bogens und Dautels geschieht. Die feste Erzeugung des abgeklüfften Stabes und neue Zuführung neuen Sandes brachte es endlich dahin, daß der nasse Stein durchbohrt oder vielmehr durchgeklüffelt wurde. Nächstens folgte das Bohrtuch auch durch Anwendung dickerer Säbe und leitlicher Stellung nach Legenform erweitert werden. Doch dazu eine Uahme von Zeit erforderlich gewesen sein mag, ist ungenügend, indeß können derartige mühselige Arbeiten bei der Bekanntschaft des Ausbauer wenig oder gar nicht kultivirter Völkler keineswegs befremden. Es konnte aber natürlich nicht ausbleiben, daß der Mensch in dem Bestreben, dieses unvollkommene Verfahren zu verbessern, in der Folgezeit anstatt des Holzbores eine Knochenbohrer zum Bohren anwandte, welche sich widerstandsfähiger zeigte und die Arbeit bedeutend beschleunigte. Derartig hergestellte Bohrtücher lassen sich noch ihre einrige Bearbeitung erkennen.

Ständiges Kindvieh. Es war im Jahre 1808, als das in Bremen in der Garnison stehende holländische Infanterie-Regiment, dessen Kommandant ein junger feuriger Franzose war, von der Stadtbehörde einen großen Exercierplatz verlangte. Oberst W. war mit dem dazu angebotenen Plage nicht zufrieden, er verlangte zu diesem Zweck die große Bürgerweide. Man verweigerte indeßen den Gebrauch dieser Weide aus dem Grunde, weil dieselbe Eigenthum der Bürger sei, deren Mächttige beim Meßten um durch die ühenden Truppen gehirt würden. Der eiserne Wille des Franzosen setzte sich aber nicht an diese Vorstellung und auf Beschluß des Obersten ist der Kommandant am andern Morgen erschienen. Der Befehl wurde vollzogen, es war ein nebliger Octobermorgen; nachdem die Sappere die Umfriedung mit ihren Aerten niedergebaut hatten, marchirte das Regiment mit klingendem Spiel, den Obersten hoch zu Huh an der Spitze, auf die Weidevöze. Doch wie oft im Leben der Feind sich dort am ersten zeigt, wo man ihn am wenigsten bemerkt, so auch hier. Von hartem Nebel verdeckt, standen Bremens Rüge in gedohnter Ordnung schaarenweise verammelt, um gemolten zu werden, als mit einem Mal das Geräusch der Waffen und die ungenügende Janitscharenmusik kammische Wägen mit ihrem Stier an der Spitze, in Vorzug brachte. Da half kein Kommando, kein Hüfen, kein Schellen des Obersten, brüllend, mit aufgeborenen Schreien, durchbrach das Kindvieh die Kolonnen. In wilde Flucht wurde das ganze Regiment von dem gebürtigen Feinde verjagt. Das Volk jubelte: „Das hat unsre Wulle mit sine Rüge dohn!“ Bremens Rüge hatten einen vollständigen Sieg erfochten und dem jungen Obersten die Wehre gegeben, daß es sich empsiehlt, zuerst, wenn man einen Exercierplatz wöhlt, die Derlichtigkeit unterzuden zu lassen.

Wetzwert. Die pariser „Curiosité Univerfelle“ schreibt: Der König der Weize für diesen Winter ist der Schwarzg Ruch, der für in Rantichkeit zulässig ist. Sein Hüll gilt zwischen 200 und 6000 Frsch., also soltet ein mit Schwarzguch gefüllter Mantel die Kleinigkeit von 50,000 Frsch. Nach dem Schwarzguch kommt der Blaueuch, dessen Hüll von 500 bis 2500 Frsch. im Preise schwankt. Ein ganzer Mantel kostet um etwa 25,000 Francs. Das Hüll des stürischen Witzes soltet wieder zwischen 2000 und 6000 Frsch., ein Mantel 30,000 bis 40,000 Frsch. Vom schwarzen Jodel soltet der Preis eines Mantels etwa 25 — 30,000 Frsch. Zu den billigsten Weizen gehört noch der stürische Diter, von dem man einen einfachen Betrag schon für 6000 Frsch. bekommt. Interessiren mag auch die Bemerkung des selben Blattes, daß der Witz, heute ausschließlich zur Ausrüstung der Frauen gehörig, am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts von den Männern getragen wurde. Die Wode kam aus Italien und aus dem italienischen Wort „Manchia“ stammt auch das Wort „manchoa,“ womit die Franzosen den Witz bezeichnen. Besonders die Größe der Wuffe war damals sehr und der Wechsel der Wode unterworfen, bald trug man sie ganz groß, bald winzig klein. Ein Welschändler in Gen, den die Wode der kleinen Wuffe begrifflichverneinte sehr verdroß, kam auf ein originelles Mittel, die großen Weizen in Aufnahme zu bringen. Er schenkte dem die großen Weizen einen Louisd'or und einen kleinen Wuff, den jener am Tage einer Hinrichtung tragen mußte. Der Denker erjchien richtig mit einem kleinen Wuff auf dem Schaft. Sofort kamen die kleinen Wuffe ab. Aber der Polizeioffizier hatte ebenfalls einen kleinen Wuff bei der Hinrichtung getragen, ließ den Denker kommen und dieser gestand, wie er in den Besitz des Welschwerkes gelangt war. Schließlich wurde der Welschändler ins Gefängnis genommen, trotzdem er betone, daß er seine Waare veräußern könne, wie er wollte. Das Verurtheilte zu Wonen gab ihm auch recht und zuletzt wurde der Polizeioffizier verhaftet und verurtheilt, den Kaufmann reichlich zu entschädigen.

Der Todentopffschmetterling hat, abgesehen von seiner Größe — er übertrifft an Körpergröße alle andern einblütigen

Schmetterlinge — und von der einem Todentopf ähnlichen Zeichnung auf seinem Rücken noch durch zwei sehr merkwürdige Eigenschaften öfter die Aufmerksamkeit von Forschern und Laien auf sich gelenkt. Einmal nämlich gebürt er zu den Insekten, die eine Stimme besitzen: er bringt, wenn er gereizt wird, einen tiefen, den Ton hervor, der nach den Untersuchungen von H. Wagner und Vandois durch das Ausflöhen von Luft aus der vor dem Wagen liegenden Saugblase durch den Hühner hindurch hervorgerufen wird. Die zweite Eigenthümlichkeit wird von manchen in Zweifel gezogen, obwohl wiederholt Beobachtungen darüber in der Literatur mitgetheilt worden sind. Danach soll nämlich der Todentopf zuweilen in die Bienenstöcke eindringen, um den Honig zu rauben. Nach einer von Prof. Zschernberg in „Wechs's Thierleben“ mitgetheilten Aufschrift des Gerichtsrats Vichow in Temeswar nennen die Banater Bauern den Todentopf „Wolf, Wolfsschmetterling,“ und wissen, daß er mit andrerer Dunkelheit in die Bienenstöcke eindringt und Honig raubt. Der Bericht erstatter, den diese Angaben betreffend, überlegte sich selbst, hätte beim Eindringen des Schmetterlings ein bald wieder verstummes Aufraufen der Bienen im Stock, nach vier bis fünf Minuten wiederholte es sich, und der Todentopf kam heraus. Es wurden mehrere nach einander gefangen, von denen zwei sofort getödtet und in der Saugblase ein halber Theelöffel voll Honig gefunden. Die Färbung erfolgte durch Abscheiden des Kropfes, wobei die Hiere genau wie piepen, was bei der mit Honig gefüllten Saugblase dem Bienenfresser nicht erweckte. Die Hieren schienen den Nüchtling zu verjagen; denn mit ihm wurden auch Bienen im Rangehe aufgefunden, ebenso wurden der Berichterstatler und der Bienenwatter von den wild gewordenen Bienen getödet. — Neuerdings hat auch ein englischer Beobachter, J. H. S. Clifford, wieder eine Angabe mitgetheilt, wonach einer seiner Freunde in Grabsden einen Todentopf bei dem Versuche überzudeit, in einen Bienenstock einzudringen. Durch die Bauart der modernen Bienenstöcke wird dem Schmetterlinge der Eintritt unmöglich gemacht; wo aber noch die alten Bienenstöcke in Gebrauch sind, da vermag er einzudringen, und gelegentlich hat man nach Clifford den Schmetterling todt in einem Bienenstock gefunden; die Bienen hatten dann, unfähig, den großen Raubder hinauszufließen, denselben mit Propolis (dem von den Bienen erzeugten und zum Versetzen von Läden und Nigen benutzten, aus Darzstoffen bestehenden „Kleb“ oder „Stopfwachs“) überzogen. Clifford giebt auch an, einige Bienenstöcker des Fehlandes hätten entwendete Bienen müßten, daß sie den Ueberfall der großen Schmetterlinge ausgesetzt seien, und wenn Bienen in einem altmodischen Stöcke untergebracht würden, so erträchtete sie eine Art Beschützungsanlage am Eingange, die den Todentopf am Eindringen hindert.

Berechtigter Frage. Schauspieler: ... Warum heut so stille, Herr Corio? — Librettist: „Ich bin in Gedanken verfunken!“ — Schauspieler: „In wessen?“

Gelahrtenstolz. Ein Professor wird am Schluß eines längern Vortrages von Vielen begrüßlichlich; nur ein Kritikus wagt leise einzutreten: „Aberdings haben einzelne Ihrer Vorstellungen mit gewissen Thatfachen im Widerspruch!“ — Der Professor unterbricht ihn, indem er ihn scharf ansieht und antwortet: „Sehr bedauerlich für die Thatfachen!“

Zu spät! Kavalier: ... Also auf Ihr Schwelgen bauend — wäre es nicht thöricht, hier in unremem verblödeten alten Familienschmud die edlen Steine durch falsche gemalten zu verhandeln? — Zu weiler: „Gewiß, Herr Graf ... nur hat es Ihr Herr Vater schon gethan!“

Wiffa. U.: „Wartt du denn in dem neuen Gasshof zurreden? Wie waren denn die Betten?“ — U.: „Comme-l'ho!“

Schreckliches Weh. Ein junger Dichter läßt sein neuestes Trauerpiel auf einer kleiner Vorstadttheater zur Aufführung bringen. In der Sauphene, auf welche der Dichter seine höchste Erwartung gesetzt, vertritt sich die erste Liebhaberin und ruft mit verzehrenderem Pathos — anstatt: D, du Grausamer! — „D, du Kaufmann!“ (Zitig. Wälder).

Immer Soldat. Adäm (seht ihm gegen die Seite vor): „Vor mein macht du denn da Honneur?“ „Weil es im Regiment heißt: „Dem Vorgefekten hat man die Ehrenbegabung zu leisten!“

D diese Kinder. Mariechen: „Tante, wo hast du nur deine Kanone gelassen?“ — Tante: „Welche Kanone?“ — Mariechen: „Nun, Papa sagte doch, du hättest geteilt im Konzert unter der Kanone gelungen!“

Aus der Instruktionstunde. Wachmeister: „Wißt ihr überhaupt, was ein Pferd ist? Ein Pferd ist ein vierfüßiges Geschöpf, dem jeder von euch Schafköpfer auf den Knien danken soll, daß es ihn auf seinem Rücken duhet.“

Die die Wahl: unverändert; Germanen setzen in Halle.

Stund und Krieg von Otto Fendel in Halle a. S.



geben und daß er die Stundung der Schuld sehr theuer werde bezahlen müssen. Das war nicht geföhren, Elimener hatte versöhrt, daß Moore nicht der Darleher, daß er ein aufrichtiges Interesse für Herbert habe.

Herbert hatte, wie wir schon angedeutet, seinen Vater für einen reichen Mann gehalten, er hatte nie an eine Geldbetracht gedacht, jetzt war ihm diese Idee in verlockendster Weise nahe gelangt.

War die Millionärin schön und begehrendwerth, verachtete sie den eiteln Triumph, einen Prinzen zu ihren Füßen zu sehen, wünschte sie nur in einem Manne, den sie lieben und achten konnte, eine Stütze fürs Leben zu finden, warum sollte er da den Versuch scheuen, sie zu erobren, wenn sie auch sonst seinen Neigungen entwich?

Herbert war dadurch, daß sich die Rückkehr seines Vaters aus dem Bode in unerwarteter Weise um einige Tage verzögert, in die tiele Lage gekommen, die volle Besichte auf den Tag versöhren zu müssen, wo seine Besichte fällig, denn erst gestern am späten Abend waren seine Eltern in D. eingetroffen. Die Mutter fertigte leidend zurück, der Fuß schmerzte sie noch — der Präsident, dem Herbert nur die vorbereitenden Worte geföhren, daß er leidenschaftig gemein und von Gläubigern hart bedrängt werde, war in einer Kanne, die Herbert den Muth gerahnt, die Höhe der Summe zu nennen. „Du hast nicht geföhren, wie viel du mir verschreibst oder vergibst“, hatte der Vater ihn angefallen, „aber diesmal magst du zusehen, wie du dir selber hilfst.“

„Ich habe keine hundert Taler in der Kasse, es sind Rechnungen zu bezahlen, zu allem Uebrig den ich habe, kommt der Kummer, den du mir machst.“ „Ich gebe dir mein Ehrenwort daß ich kein reicher Mann bin. Von meinem Vermögen sind noch 18000 Taler übrig und wenn ich den Restgeföhren ansetzen wollte, dir zu bestim, müßte ich bei dem augenblicklichen Stande der Papiere mehr verlieren, als selbst der Wucherer fordert.“

„Es machte einen niederdrückenden Eindruck auf Herbert, daß er mehr an seine Gläubiger schuldet, als die Hälfte des väterlichen Vermögens betrug. Er wagte seine Schuld nicht zu bekennen. Er sagte die Vorsätze, die er gegen Fort geföhrt und dachte, wenn er nur heute Stundung der Zahlungserhielt, seinem Vater bei günstiger Gelegenheit alles zu gestehen und sich zu verpflichten, wenn er eine neue Karrière ergreifen zu dürfen, bis das Geld abbezahlt, das er vom Vater nur als ein Darlehen erbitten wollte.“

„Jetzt durchschaute ihn ein anders Hoffen. Wenn er das Ziel erreichte, das man ihm in Aussicht gestellt, brauchte er, wie Elimener gesagt, seinen Vater nicht zu beschämen. Er konnte ihm bittren Kummer und schwere Sorgen ersparen, sich aber eine geföhrt Zukunft verschaffen — war dieser Preis nicht selbst eines Opfers werth?“

Zu derselben Zeit etwa, wo Herbert den Ehrenstein über seine Schuld anstellte, sah in einem hochdeleganten Zimmer des ersten Hotels von Wien Christian Born und durchsah die für ihn toeben eingetroffenen Postfächer.

Er war ein ehrlicher Mann, der mit zitternden Händen die Briefe öffnete. Er hatte mehrere Gemächer in der ersten Etage des theuren Hotels in Beschlag genommen, er hatte sich das Diner am dem Zimmer ferren lassen, es waren doppelte Teppiche für ihn auf die Fußböden gelegt worden und sein Privatdiener, der Schuppe trug, durfte allein sein Zimmer be-

treten — alles das, weil der von Schmerzen geplagte Mann beim leisesten Geräusch zusammenzuckte, weil er keinen Menschen sehen oder hören mochte.

Man sollte glauben, daß ein solcher Mann, den körperliche Leiden früh geohren, dem alles Gold, das er besitzt, keine Freude verschaffen, nicht einmal etwas dienen kann, was die Schmerzen erträglicher macht, alles Interesse für die Welt verloren, daß er nur an diejenigen denken konnte, die ihn mit Liebe und Güte pflegen, daß er zu mirde geworden, um den Himmel herauszuföhren durch Trost gegen die Warnung: Vergebe euren Feinden, damit euch vergeben werde.

Dem war aber nicht so. Ein doshast schadenfrohes Rädeln wurde über das schmerzverzerrte Antlitz, die Brauohren, die Wern erhielt, schienen leidenschaftlichen Haß zu betriebrigen. Die zitternde Hand vermog kaum den Brief zu halten, aber gierig verschlingt das Auge die Zeilen.

„Heute also,“ murrte die bleiche Lippe. „Er erwartet, daß die Zahlung ausbleibt, er würde das nicht schreiben, wäre es nicht so gut wie gewiß. Aber was ist das?“

Wern hatte wieder in den Brief geschaut und las die folgenden Zeilen laut.

„Ein junger Advokat, Georg Fleming, bewirbt sich im Kreise S. um ein Mandat zum Landtage und erregt Aufsehen durch die Kühnheit und Schwärze, mit der er das herrschende Negierungssystem geißelt. Er soll der Enkel eines Arztes sein, der den gleichen Namen trägt. Ich hoffe im nächsten Briefe mittheilen zu können, ob der alte Arzt die von Ihnen gesuchte Person ist.“

Das Blatt entfiel der Hand des Kranken, das Auge starrte sinnend ins Blaue. „Er hatte keinen Sohn,“ murrte er vor sich hin. „Sie war kein einziges Kind.“

„Es zuckte wild um die Lippen des Kranken, als ob etwas anderes bei dieser Erinnerung ihr bestiger noch erregte, als der körperliche Schmerz. Die magere Hand ballte sich krampfhaft.

An der Kette zu liegen, vom Wasser, und wie ein Verschmachter nach jedem Tropfen Zahlung dürsten zu müssen, den man dem Bettler reicht.“ Injurierte er. „Nimmer zur Schuld verdammt, während ich Hunderttausende, ein Jahr des Lebens hindänge, selber suchen zu können. Nicht zu wissen, ob sie noch lebt oder todt!“

„Wenn es ihr Sohn wäre, wenn der Alte ihm seinen Namen gegeben! Aber nein. Dann dürfte er wohl nicht austreten gegen diese Negierung, deren Seele der Hufe ist.“

Der Kranke zog ein Medaillon, das er verborgen auf der Brust trug, hervor und bestete das Auge auf ein Frauenbild, welches dasselbe zeigte. Es war nicht Befremd, was ihm bei diesem Anblick erfüllte, es war, als brauche er ein Gift, seinem Haße Nahrung zu geben.

Das Blut strömte ihm heiß durch die Adern und eine Narbe, die sonst an seiner Stirn kaum zu bemerken war, färbte sich dunkelroth.

„Als ich ging,“ — murrte er, „konnte ich nur stunden und die Vergeltung arufen, mich zu rächen; als mir das Geld in Strömen zuström, war es mir, als wolle der Himmel mir die Kraft in die Hände geben, mir selber Rache zu verschaffen und jetzt, wo ich sie kommen sehe, findet er mir die Hände, legt mir bleierne Ketten an die Füße, da läßt er mich nach jedem Tropfen Kühlung lehzen.“ —

(Fortf. folgt.)

Der Findling.

Eine Erzählung aus den österreichischen Alpen. Von A. Gröner.

Nach vier Wochen bot der Parrer Marie und Reinhold als Brautleute auf.

Die Weiden waren sehr glücklich, wenigleich sie wohl fürchten, daß der Bärenhofer nur einem ihnen unbegreiflichen Zwange nachgegeben hatte, da er in ihre Verbindung willigte. Reinhold hatte noch eine Unterredung mit ihm gehabt, der auch Marie und Reinhold zum Schluß betwohnten, um freudig überrecht eine Schenkungsurkunde zu unterschreiben, welche das Gehaltsgut, das Marie erwarten durfte, um ein Bedeutendes überstieg.

Briefe war seit jenen Tagen aus dem Orte verschwunden. Der alte Glöhler erzählte es jeben, der es hören wollte, daß sein Junge längst habe nach Wäldt gehen wollen, und daß er nun sein Wort halten ausführe.

Er selber haufte nach der geräuschlos geföhren Hochzeit verdrossen am Bärenhofer weiter. Zuweilen reiste er nach der Stadt,

auch gab er Briefe mit vielen Siegeln dahin auf, die alle an seinen Sohn abdestirt waren.

Der Posthalter pfelegte dann zu sagen: „Bin neugierig, wie lang das der Bärenhofer noch ausbleibt.“

In der That schien das große Gut ihm mehr als in Glöhler's Händen zu sein, denn hier und da kamen Fremde, welche sich für dessen Gründe und Wäldungen ungemein zu interessieren schienen. Das ging zwei Jahre lang so fort.

Im Schulhaufe war inwäldchen mit der Liebe und der Wohlhabenheit auch das Glück eingetroffen. Wie Geschwister lebte das junge Ehepaar mit der Noth zusammen.

Wie Geschwister ist, bald nach ihrer Verheirathung wurde die Noth krank. Wochenlang mußte sie liegen, endlich aber erhob sich ihre zähe Natur wieder. Die neueste Pflage hatte sie umgeben. Einem Tages schenkte ihr Marie ein neues Kleid, das sie ihr von dem gleichen Stoffe, von dem sie selber eines trug,

während ihrer Krankheit angefertigt hatte. Die arme Noth war über die Güte und Verschönerung ihrer Herrin innig erheit, dankte herzlich und zog das Kleid aus Dinich Mariens sorgfroh an.

Nicht lange sahen die beiden plaudernd und näher beknämen, da trat Reinhold herein.

„Er blieb an der Thür stehen und betrachtete sie mit immer mehr wachsendem Interesse. Es war ihm die unverkennbare Heftigkeit zwischen beiden vorher niemals aufgefallen. Jetzt, wo die Krankheit Noth's Gestalt feiner und heller gemacht hatte, war sie verjüngt war vom Glücke, das sie ihm um sich herum sah und das sie selber geschöhnt, wo überdies der äußere Umstand der gleichen Kleidung dazu kam — jetzt war diese Heftigkeit eine sehr auffallende.“

„Was ist denn, Georg?“ fragte unbefangen Marie, und er antwortete ihr, wie ahmend.

„Nur schaut wie Geschwister aus.“ —

Da erhob sich mit einer abmehrenden Geste die Noth — aber schon lag die junge Frau mit einem Schrei und eine Aufschlagen an ihrem Saule.

„Noth — Schwester, ich versteh' net, wa's sein kann — aber geht, der Georg hat recht!“

Wie ein Blitz war die rechte Erkenntnis über das Ehepaar gekommen, die für den unbegreiflichen Einzug der Noth auf den Bärenhofer jetzt einem, freilich noch sehr ungewöhlichen Schlüssel hatten. „Wird bräutlich unwillkürlich, die jüngere Schwester aus Herz — dann aber sagte sie, sich gewollten Hufe erkämpfend: „Seid's froh. — Kennt der's wohl? — Was ihr erstat'n habt's. Gleichwohl ist mir recht — denn laßt das' i do wem, der mir gern hab'n mu a.“

Reinhold, lächelnd schauten die beiden Frauen einander an; Reinhold aber, der Noth's Hand ergreifen hatte, sagte gerührt: „Auch mir ist recht, daß du nun ganz zu uns gehörest. — aber das hat's nicht gebracht, um dich gern zu haben und dir Dank schuldig zu sein unter ganzes Leben lang.“

„O herr Reinhold!“ begann demüthig Noth. „Der aber unterbrach sie: „Herr Reinhold? Bin ich jetzt nicht dein Schwager?“

Da lächelte die Noth: „Meintwegn — wann mir allan fan — vor die Zeit aber bist du mein Herr!“

Und so blieb es. Auf Noth's Bitten drangen Marie und Georg auch nicht in sie, das Geheimnis ihres Lebens aufzudehnen, doch lebte Noth von nun an als Gleichberechtigte neben ihnen.

Etwa zwei Jahre nach Mariens Hochzeit war der Bärenhofer ein Bettler.

Er mußte vom Hofe.

Nach diese es lange kommen sehen.

Im Schulhaufe war bei der einzigen Sorge.

Marie hatte es oftmals bedacht, dem Vater zu einem Werkere mit ihr und ihrem Name zu bewegen, Reinhold selber war ihm mit Freundschaft entgegengekommen. Alles war nutzlos. Trotzig wurden beide, so oft sie kamen, von ihm abgewiesen. In jüngerer Zeit sah man den reich weidbarig gemehrten Alten fast nicht mehr außer seinem Hause, das freilich längst nicht mehr sein war.

In einem Wintermorgen war es, als Fremde in einem Wagen durchs Dorf fuhren, sie hielten draußen vor dem Bärenhose.

Ein unheimliches Weiden folgte dem Wagen so rasch, als es seine Schwächlichkeit erlaubte. Welch, zitternd leht das junge Weib dann an der beknämeten Hecke, in deren Dornenstiele unbenutzt ihre Hände griffen.

Lange wartet sie. Nun steigt ein Schauer durch ihren Leib. Aus der Sinterthür des Bärenhofes, die sie instinktiv mit ihren lebhaften Augen übernacht, tritt ein Greis.

Er tappt tief, siegebeugten Hauptes am Hause entlang, zuweilen wölft er sich die Augen. Nicht vorwärts wollen seine Füße.

„Es ist der Bärenhofer, der als Bettler von Haus und Hof geht — darin er ädt, wie ein edler Bauer ausgedehnt bis zur letzten Stunde, in der schon die neuen Sereen ihren Einzug hielten.“

Nun steht er an der Kattentüre, die den Hausgrund mit der Dorfstraße verbindet.

„Sie marzt gar häßlich, da er sie öffnet. Er schreut darüber und noch über etwas anders zusammen. Dort drüben laucht jemand, der seinen jämlichen Auszug leben will.“

Doch nicht der Born steigt er beullich in des Alten Antlitz, nur schmerz Leid und fette Scham.

Bunte Breitung.

Technisches aus der Zeitzeit. Mancher wird, z. B. gelegentlich eines Besuches des Museums für heimathliche Geschichte und Alterthumskunde (Wohnungsinstitut) im Wall, bei der Beschreibung von Werkzeugen aus der Zeitzeit sich die Frage vorgelagert haben, auf welche Weise es denn der in jener weit entlegenen Zeit lebenden Bevölkerung möglich gewesen ist, den harten Granit zu durchbohren und den so äußerst harten Feuerstein zu glätten und auszuformen. Ungewöhnlich ist damals auch schon eine

Der Johannes' Glöhler ist nicht geworden unter der Sorge der Noth und der letzte an ihm nagenende Heine, welcher das Unglück ein Herz geöhrt hat.

Er drückt den Gut tief ins Gesicht und wendet sich waldwärts. Im Dorte hat er ja nichts zu tun, dort können sie ihm ja sein unvolubertes Geschick, dort haben sie ihn mit Recht, dort ist sicherlich für ihn nur Hohn und Umwehlung zu holen.

Darum geht der Glöhler dem Walde zu — dort und darüber hinaus ist wenigstens nur die Gleichgültigkeit und die — Fremde. Bei diesem Gedanken wird freilich sein Herz recht jömer — aber er fühlt es — noch ist das Gesicht nicht gegen ihn. Da er so wohnt weiter geht, — folgt ihm ein Schatten, und ganz leise sagt jetzt eine vor Weh bebende Stimme:

„Vater! Wollst net liaba den andern Weg nehmen?“

Marie, der Georg und V' wart'n schon so lang auf Euch? Der Bärenhofer hebt wie ein Zäumender den micken Kopf, er schaut in Augen voll hehender Liebe und Hirt, das die, welche einh' keine Mädelin war, gegen deren Urtheil es seine Einpraede gegeben, die, gegen welche er am meisten geinigt, ihn freiwillig „Vater“ nennt.

Das innere Glend der letzten zwei Jahre steht wie ein böher Traum an ihm vorüber. — Eines ist ihm freilich geronnen — der Reichthum; aber ein anderes ist ihm geworden — die Theilnahme, die Liebe der Kinder.

Warten hebt da eines von ihnen die Augen, die Hände zu ihm empor — noch verlangt man nach ihm, noch gehören ihm Herzen.

„Er schlucht auf und breitet dann die Arme aus, und Noth liegt zum erstenmal am Herzen des Vaters.“

Der Schnee fällt in dichten, weichen Schichten nieder, während sie Hand in Hand auf selbwegem zum Schulhause gehen.

„Nicht recht Noth, von jenen einem Bauern herankommen und sie läßt rasch die Hand des Vaters los.“

„Warum?“ fragt der.

„Es deris ja Kanner wiss'n!“ antwortet sie und wird roth — so roth, als der Bärenhofer blaß wird.

„Das wird mich schwerlich Straf sein, glaub mir's, Noth,“ entgegnete er der Tochter, die um seiner Eiderkeit willen nie als seine Tochter gelten darf.“

Da sie zum Schulhause kommen, stehen eben die Kinder fern aus. Der Bärenhofer schüßt die Hände vor's Gesicht und übermuth seiner Erziehungsbedürfnissen einen heissen Dampf aufzusehen. Noth wirft ihm einen liehenden, bedeutamen Blick zu. Er geht dem zögernden, alten Mann rasch und fremdlich entgegen, während die Noth in den Hausflur tretend leise sagt: „Da bring ich unsem al'n Batern. Gott' g'gen' sein' Eintritt.“

„Gnädig Gott, Bärenhofer, und laßt willkommen für immer bei Euren Kindern,“ sagt der Väter ermt. Er hat die Noth verstanden. Er führt ihn in die Stube, wo ein kleiner Würdige am Boden herumkriechelt und einer Holztrumpete ganz metwürdige Töne entlockt.

Derweilen ist die Noth in die Küche geht.

„Marie, i hab' Euch' n Batern bracht — wann's ihm net hat's — so geht i mit ihm,“ räthert sie der Schwester tief erheit — so doch die steigt schon an ihr vorbei ins Zimmer hinein.“

„Vater, endli bist kamma. Da schau mein Wuol'n an, haßt a Johannes wie du — wirk'n do gern hab'n?“

„Sie hält dem Greis, den ihr Mann in die Sophaxe gefest hat, das Kind hin und hint neben ihm auf die Knie.“

„So weich getrimmt und so verlassen hat sie ihn noch nie gesehen. Der Bärenhofer schüßt die Hände vor's Gesicht und schluchzt laut — aber der kleine Hans leht sich an des unbekanntem Großvaters Knie und sertz an dessen Armen. Er ist ein rohes Wüldchen und mag Tränen nicht leiden; und da er sieht, daß der alte Mann ruhiger wird, klettert er auf dessen Knie und macht sich's da bequem. Die Geschwister und der Väter lächeln, wennendlich ihre Augen feucht sind; endlich schaut der Bärenhofer auf und seine Augen sind nimmer ausgeträumt wie früher.“

„Sie wandern von einem zum andern, während er den lieben, kleinen Vermittler fest an sich drückt — dann aber streckt er die freie Hand nach Noth aus, die mit einem glücklichen, guten Lächeln ihre beiden Hände hineinlegt. „Gnäd' Batern!“ sagt sie leise dabei — und alle wissen es — daß der Bärenhofer und die Noth von nun an am engsten zueinander gehören.“

E n d e.

gewisse Kultur vorhanden gewesen, da viele aufgefundenen Steinäxte und -hämmer glatt durchgehöhren Bohrerohrer haben und sterische, ganz elegante Formen zeigen. Man darf nun mit Sicherheit annehmen, — und unternehmene Versuche haben es mehrfach bestätigt, — daß, so unglücklich es auch auf den ersten Blick erdneinert mag, die ältesten Durchbohrunen mittels eines Holzstabes und feinen Sandes geöhren sind, und zwar in folgender Weise: In eine vertieft Stelle des zu bearbeitenden Steinies brachte man zunächst schwarzfärbigen mit Wasser vermischten Sand, stellte dann einen Holzstab darauf, um den ein-

